

Chapter Title: Intersektionale Solidaritäten: Einleitung

Chapter Author(s): Kirstin Mertlitsch, Brigitte Hipfl, Verena Kumpusch and Pauline Roeseling

Book Title: Intersektionale Solidaritäten

Book Subtitle: Beiträge zur gesellschaftskritischen Geschlechterforschung

Book Editor(s): Kirstin Mertlitsch, Brigitte Hipfl, Verena Kumpusch, Pauline Roeseling

Published by: Verlag Barbara Budrich. (2024)

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/jj.10925799.3>

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact support@jstor.org.

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



This book is licensed under a Creative Commons Attribution 4.0 International License (CC BY 4.0). To view a copy of this license, visit <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.



Verlag Barbara Budrich is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Intersektionale Solidaritäten*

Intersektionale Solidaritäten: Einleitung

*Kirstin Mertlitsch, Brigitte Hipfl, Verena Kumpusch
und Pauline Roeseling*

1. Vorweg

Ugly Duckling @WhatIff „Wenn Ihr Laverne Cox und Chelsea Manning als #transgender akzeptiert, müsst Ihr #Saraswati als #transracial akzeptieren.“

Imperator Nadia mit Abstand bester Account @shehadistan „transracial ist für mich eine Liga mit trans-vermögend oder trans-berühmt: Es existiert nicht wenn es nicht existiert! Leute wie Saraswati müssen dringend aufhören, trans Menschen zu verhöhnen indem sie sich Begriffe für ihre problematischen Identitätskonstrukte aneignen!“

Julius Eisenhauer@Bismarckratte „Das habt ihr davon, wenn ihr anfangt, Geschlecht jeden Tag einfach neu zu wählen.“ #transracial

Joerg Scheller @joergscheller1 „Kommt nun die Ära von transrace?“ Die Antwort ist simpel: Es hat nie etwas anderes gegeben als „Transrace“. Klar umreissbare Identitäten, Rassen, Ethnien waren immer schon Fiktionen.“

Noel Parasan! @RechteStattRechts „Gender und Race sind nicht das Selbe.“ #transracial (Sanyal 2021: 152-153)

Dieser Chatverlauf aus dem Buch *Identitti* von Mithu Sanyal steht exemplarisch für die komplexe Frage: Was sind Identitäten? Eine einfache Antwort auf diese existentielle Frage ist im Text von Sanyal nicht zu finden. Der Roman handelt von einer Professorin, die an der Universität Düsseldorf im Studiengang „Intercultural Studies/Postkoloniale Theorie“ unter dem Namen Saraswati lehrt und sich dabei selbst als BIPoC identifiziert (Black, Indigenous and People of Color). Gleich am Beginn des Romans stellt sich heraus, dass Saraswati eigentlich Sarah Vera Thielmann heißt, aus Karlsruhe kommt und so weder Migrationserfahrung noch BIPoC-Geschichte vor- bzw. nachweisen kann. Sanyal pointiert in ihrem Roman, dass das Thema des Buches exemplarisch für die Konflikte steht, die aus den Fragen nach Identität und Identitätspolitik hervorgehen: „Ist Saraswati nun gar nicht Saraswati? Kann ein Mensch sich aussuchen, weiß, of Color oder Schwarz zu sein? Kann die individuelle Antwort eines Menschen hinsichtlich seiner Identität richtig oder falsch bewertet werden? Und allem voran steht die Frage: Wer hat darüber die Deutungshoheit?“ (Sanyal 2021: 360-361)

Eine Buchpräsentation von Identitti mit der Autorin Mithu Sanyal bildete den Auftakt der Online-Tagung *Apart – Together – Becoming With!* Gesellschaftskritische Geschlechterforschung als Beitrag zu einer Allianz für die Zukunft, die 2021 an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt stattfand. Diskutiert wurden Fragen der Identität, ein zentrales Thema im Kontext der Geschlechterforschung, und auch ein zentraler Bezugspunkt dieses Tagungsbandes, der sich mit gesellschaftskritischer Geschlechterforschung und möglichen Allianzen für die Zukunft auseinandersetzt: Inwiefern sind Allianzen und Solidaritäten in einem postidentitären Zeitalter möglich? Oder anders gefragt: Wie und welche (queerfeministischen) Bündnisse und Allianzen können geschlossen werden, wenn keine starren Identitätskonzepte – wie beispielsweise ein „Wir-Frauen“ – mehr bestehen? Sind Intersektionale Solidaritäten möglich? Und wo liegen Gemeinsamkeiten, Hürden und Potentiale solcher (queerfeministischen) Allianzen? Welche Möglichkeiten und Grenzen tun sich in intersektionalen Vergemeinschaftungs- und Solidaritätsprozessen auch im Sinne des Mit-Seins und Mit-Werdens auf – vor allem in Hinblick auf die aktuellen Krisen? Was ist das Verbindende solcher Solidaritäten und Allianzen?

Eine mögliche Antwort zu dieser Frage gibt Sanyal am Ende ihres Romans, indem sie den theoretischen Ansatz der „Verletzlichkeit“ von Judith Butler aufgreift:

[W]as uns alle verbindet, [ist] unsere Verletzlichkeit ... Menschsein heißt Verletzlichkeitsein. Aber wir sind nicht nur im Schmerz vereint, wir sind auch in der Liebe vereint. Im Interesse aneinander, in Empathie und Anteilnahme. Wir alle sind dadurch alle. Wir alle sind viele. Wir alle sind alle Geschlechter, alle races, alle Klassen, alle Kasten, wir alle sind ganz unreligiös das Wunder der Schöpfung, und als solches sollten wir zwischendurch ab und zu innehalten und den Schauer der Ehrfurcht vor unserer komplexen Existenz verspüren. (Sanyal 2021: 416-417)

Sanyal spricht die Komplexität unserer Existenzen an und macht deutlich, dass wir durch verschiedene soziale Dimensionen wie Geschlecht, Rassifizierung, Ethnisierung Klassen, Kasten, Religion etc. mitbestimmt werden. „Wir alle sind durch alle“ und „wir alle sind viele“. Wir sind durch Verletzlichkeiten und durch Abhängigkeiten miteinander verbunden, die aber oft nicht entsprechend wahrgenommen und als existenzielle Voraussetzung anerkannt werden. Die Vielschichtigkeit und Komplexität von Existenzweisen und deren Diskriminierungen, die die Autorin thematisiert, werden in der aktuellen Geschlechterforschung als Intersektionalität nach Kimberlé W. Crenshaw (1989) bezeichnet. Intersektionalität bedeutet, dass verschiedene Diskriminierungsdimensionen nicht voneinander isoliert, sondern in ihren Verwobenheiten betrachtet werden. Intersektionalität wird somit zum Dreh- und Angelpunkt der Frage, wie Gemeinsamkeiten trotz Differenzen hergestellt werden können. Die Beiträge in diesem Buch diskutieren die Potenziale, Herausforderungen und Spannungsfelder queerfeministischer, antirassistischer und intersektionaler Bündnisse in ihren lokalen, regionalen und globalen Verbundenheiten.

Danksagung

Dieses Buch wäre ohne Interesse des Budrich Verlags an der Tagung *Apart – Together – Becoming With!* und der Anfrage für einen Tagungsband nicht entstanden. Wir bedanken uns daher beim Budrich Verlag, insbesondere bei Vivian Sper und Philip Bergstermann.

Vor allem bedanken wir uns bei allen Autor*innen für die professionelle und kollegiale Zusammenarbeit. Dank gilt auch dem Tagungsteam, insbesondere Gabriele Dietze und Claudia Brunner, Noreen Schneiders und Marco Messier sowie Pauline Roeseling, die auch die Publikation von Anfang an betreut hat. Nicht zuletzt möchten wir uns bei unserer Lektorin Brigitte Geiger, bei Malina Mertlitsch für die Covergestaltung und bei allen Fördergeber*innen bedanken, die im Impressum gesondert aufgeführt sind.

2. Ausgangspunkte und Kontexte

Einleitend werden Elemente intersektionaler Solidaritäten befragt und dabei Zugänge für ein solidarisches Miteinander aus einer queerfeministischen und genderspezifischen Perspektive diskutiert, die den Ausgangspunkt für Solidaritäten nicht mehr in einer weltweiten Frauen*- oder Geschlechtsidentität verankern. Diese Skizzierung intersektionaler Solidarität behandelt das Thema aus historischen und gegenwärtigen Perspektiven und stellt Bezüge zu den Texten dieses Sammelbandes her. Dabei orientiert sich der Aufbau am Titel der Tagung *Apart – Together – Becoming With!*. In einem ersten Schritt wird thematisiert, dass sich Intersektionale Solidarität in einem Spannungsfeld zwischen Unterschieden und Gemeinsamkeiten („Apart-Together“) und Identitätspolitik und Dekonstruktion bewegt. Daran anschließend werden im zweiten Abschnitt Beweggründe für Solidaritäten, die vor allem durch verschiedene Emotionen und Affekte hervorgerufen werden, besprochen. Im dritten Abschnitt („Becoming With“) wird gezeigt, dass Solidaritäten keine gleichbleibenden Bündnisse sind, sondern sich transformieren, und ein „Solidarisch Werden“ Möglichkeiten eröffnet, sich selbst und die Beziehungen zu anderen zu verändern.

2.1 *Apart – Together: Intersektionale Solidaritäten im Spannungsfeld von Gemeinsamkeiten und Unterschieden*

Fragen nach Gemeinsamkeiten, oder anders ausgedrückt, die (Un-)Möglichkeiten der Solidarisierung unter Frauen* wurden in feministischen Debatten bereits seit Beginn der Frauen*bewegungen problematisiert. So hat Mitte des 19. Jahrhunderts die US-amerikanische Abolitionistin, ehemalige Sklavin und Frauenrechtlerin Sojourner Truth in einer Frauenrechtskonvention in Ohio die berühmte Rede „Ain’t I a woman?“ („Bin ich etwa keine Frau?“) gehalten, in der sie weiße Frauenrechtlerinnen aufgefordert hat, sich solidarisch für die Rechte Schwarzer Frauen einzusetzen. Truth kritisierte, dass die Frauen*bewegung nur für die Forderungen weißer privilegierter Frauen* einstand und die Doppel- und Mehrfachdiskriminierungen, von der Schwarze Frauen betroffen sind, außer Acht ließ (Kelly 2019: 10).

Ab den 1960er Jahren wird für feministische Solidarität zunehmend die Metapher der „Sisterhood“, der „Schwesterlichkeit“ – im Gegensatz zur Brüderlichkeit – verwendet und zugleich kritisiert. Die „Global Sisterhood“, als weltweite Frauensolidarität, wird von relevanten BIPoC-Theoretiker*innen wie bell hooks, Chandra Mohanty oder Gayatri Spivak hinterfragt, weil sie ein feministisches „Wir“ ablehnen, dass von einem geteilten Opferstatus und gleichen patriarchalen Unterdrückungserfahrungen ausgeht, dabei aber oft eine eurozentrische oder westliche Perspektive („Aus westlicher Sicht“, Mohanty 1988) einnimmt. Damit veränderte sich das hegemoniale Verständnis der Frauen*solidarität als imaginierte einheitliche feministische Solidargemeinschaft (siehe Roeseling und Kumpusch in diesem Band). Sie begründet sich demnach nicht mehr auf einer gemeinsamen Identität, sondern setzt sich vielmehr aus verschiedenen partikularen Standpunkten zusammen, wie Mohanty (2003) argumentiert. Als prominente Vertreter*innen von Identitätspolitik, die *avant la lettre* Intersektionalitätsfragen thematisierten, sind ebenso das Combahee River Collective (1983), Gloria Anzaldúa (1987) und Cherié Moraga (1983) oder Vertreter*innen der Standpunkttheorien wie Patricia Hill Collins (1990) zu nennen.

Trotz Kritik an einer „Global Sisterhood“ streben Theoretiker*innen wie Mohanty und hooks feministische Solidaritäten an, die aber auf Pluralität und Verschiedenheit beruhen, und bezeichnen diese als „common differences“ (Mohanty 2003) oder als „political solidarity“ (hooks 1997). hooks schreibt: „We can be sisters united by shared interests and beliefs, united in our appreciations for diversity, united in our struggle to end sexist oppression, united in political solidarity“ (hooks 1997: 500). Und Mohanty fasst ihr Konzept der „common differences“ folgendermaßen zusammen:

„A transnational feminist practice depends on building feminist solidarity across the divisions of place, identity, class, work, belief, and so on. In these very fragmented times it is both very difficult to build these alliances and also never more important to do so. Global capitalism both destroys the possibilities and also offers up new ones“ (Mohanty 2003: 250).

In hooks und Mohantys Ansätzen sind zentrale intersektionale Aspekte angelegt, die die Pluralität unter Frauen hervorheben und trotzdem um gemeinsame Solidaritäten ringen. Ihr Ansatz kann als intrakategorialer Zugang (Mc Call: 2005) verstanden werden, der die Binnendifferenzen unter Frauen* reflektiert und dennoch auf ein kollektives feministisch-solidarisches Handeln abzielt.

In den letzten zwei Jahrzehnten wurden diese theoretischen Zugänge zu Solidaritäten, Gemeinschaften und Bündnissen aus queerfeministischen und genderspezifischen Blickwinkeln gerade in Hinblick auf Identitäts- und Intersektionalitätsfragen weiter ausdifferenziert. Intersektionale Zugänge haben den Anspruch, sich mit unterschiedlichen Positionen auseinanderzusetzen, um Diskriminierungsformen sichtbar zu machen. Gleichzeitig wird Intersektionalität zunehmend zu einem Buzzword und einer Habitusäußerung, die für den richtigen Feminismus stehen (siehe Kröger in diesem Band). In diesen Kontext ist dieses Buch eingebettet, das nach möglichen Solidarisierungen trotz unterschiedlicher Standpunkte fragt, ohne dass Intersektionalität zu einer leeren Formel wird. Solidaritätsfragen finden sich in einem Spannungsverhältnis von Gemeinsamkeiten und Unterschieden oder Identitätspolitik und der Dekonstruktion eines (essentialistischen) Identitätsverständnisses (u.a. Bargetz 2019; Hark 2015; Lorey 2020; Susemichel 2021; Perko/Czollek, Guschke, Zöhrer in diesem Band).

So schreibt etwa Isabell Lorey in ihrem jüngsten Buch *Demokratie in Präsenz* (2020), dass gegenwärtige queerfeministische Kämpfe und Streiks „kein vereintes Subjekt“ brauchen, sondern von nicht-identitären Verbundenheiten und Affizierungen ausgehen und sich als anti-rassistisch, anti-imperialistisch, anti-heterosexistisch und anti-neoliberal verstehen (Lorey 2020: 19). Ebenso von nicht identitätslogischen Bündnispolitiken gehen Gudrun Perko und Leah Carola Czollek in ihrem Konzept des „Verbündet-Seins“ aus (in diesem Band), verweisen aber auch auf die Grenzen von Allianzen. Sie halten fest, dass Verbündet-Sein keiner identitätslogischen oder identitätspolitischen Gemeinsamkeiten bedarf, vielmehr würde das Verbindende im Aufbegehren gegen jede Form von Diskriminierung liegen. Gleichzeitig kann es aber zu Verhinderungen von Bündnissen kommen, wenn im „Wir diskriminierend gegen andere vorgegangen wird“ (Perko/Czollek in diesem Band).

In weiteren aktuellen Beiträgen zu neuen Formen von Solidaritäten werden ebenso Identitätslogiken hinterfragt. Sabine Hark, Rahel Jaeggi, Ina Kerner, Hanna Meißner und Martin Saar (2015) setzen sich mit Solidaritäten auseinander, die weder auf bestehenden Interessen noch auf eindeutigen Identitäten oder auf Vorausgesetztem basieren. Solidaritäten würden durch gemein-

same Formen von Kooperationen, wechselseitige Verantwortung und Praktiken und Beziehungen entstehen, deren Bezugspunkt erst hergestellt werden muss: „den wir erst teilen müssen, um ihn zu erfahren“ (Hark et al. 2015: 103). Eine ähnliche Perspektive nehmen Brigitte Bargetz, Alexandra Scheele und Silke Schneider in Hinblick auf Solidaritäten ein, die sie als umkämpfte Praxis interpretieren: „Mitnichten gibt es das eine gemeinsame Interesse, den einen gemeinsamen Kampf für die eine gemeinsame gute Sache. Vielmehr sind Idee und Praxis der Solidarität umkämpft“ (Bargetz et al. 2019: 10). Die Auseinandersetzung und der Streit um Solidarität, so die Theoretiker*innen, würden erst ein gemeinsames politisches Handeln ermöglichen und würden das Fundament für die Überwindung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen bilden (Bargetz et al. 2019: 23). In ihrem Kommentar „Zu den (Un-)Möglichkeiten solidarischer Kritik“ (in diesem Band) greift Bargetz die Frage wieder auf, wie Kritik und Solidarität zusammengedacht werden können. Ebenso identitätskritisch ist das Konzept der „Unbedingten Solidarität“ von Lea Susemichel und Jens Kastner (2021), das sich als radikale Solidarität versteht und die Idee der „groundless solidarity“ (Elam 1994) weiterdenkt. Verschiedenheit, „Grundlosigkeit“ und nicht geteilte Erfahrungen werden zum Ausgangspunkt eines kollektiven Handelns. Unbedingte Solidarität wendet sich, nach Susemichel und Kastner, gegen essentialistische Grundlagen, aber nicht gegen emanzipatorische Identitätspolitik, die solidarische Praktiken erweitern würden (Susemichel/Kastner 2021: 39).

Demgegenüber stehen identitätspolitische Positionen innerhalb von Solidaritäten, wie etwa die Beiträge von Bontu Lucie Guschke und Michaela Zöhner (in diesem Band). Erst ein Solidaritätsverständnis, das Differenzen betont, würde Macht- und Herrschaftsverhältnisse und Diskriminierungsformen nicht verschleiern. Guschke re-aktualisiert die Perspektiven des Black Feminism in Anlehnung an Chandra Mohanty, Patricia Hill Collins und bell hooks und knüpft an den Zugang eines Solidaritätsverständnisses „across difference“ an. Sie moniert, dass zu schnell schwarze feministische Theorien und Herrschaftsverhältnisse unsichtbar gemacht und vereinnahmt wurden. Guschke versteht Differenz allerdings nicht in einem essentialistischen Sinne, sondern als durch Herrschaftsverhältnisse hervorgebrachte Unterschiede, die die verschiedenen Erfahrungen schwarzer Frauen in Hinblick auf Solidaritäten deutlich machen. Auch Michaela Zöhner setzt sich in ihrem Beitrag für eine Identitätspolitik in Zusammenhang mit Solidaritäten ein. Sie schreibt in Anlehnung an Silke van Dyk (2019), dass Identitätspolitik als eine Politik der Antidiskriminierung und Herrschaftskritik Partei ergreift für marginalisierte Gruppen, denen der existenzielle Subjektstatus verwehrt bleibt und somit nicht in Widerspruch zu Solidaritätskonzepten in Differenzen steht. Für Zöhner befördern Identitätspolitiken ein Verbunden-Sein bzw. Verbunden-Werden in Unterschieden und ihnen käme „in sozialer Bewegungspraxis die Aufgabe zu, kritisch zu (hinter-)fra-

gen, wie (sich) Herrschaftsverhältnisse [...] auch in den eigenen Reihen auswirken“ (Zöhrer in diesem Band).

In den verschiedenen Zugängen zu gegenwärtigen intersektionalen Solidaritäten fällt auf, dass große Ungenauigkeit darin besteht, wie Identitätspolitiken aufgefasst werden, nämlich als essentialistische oder als nicht-essentialistische soziale Positionierungen. Oft besteht zwischen diesen unterschiedlichen Herangehensweisen nicht unbedingt ein Widerspruch, wenn klar ist, dass Differenzen auf eine Gewordenheit durch Macht- und Herrschaftsverhältnisse rekurren und nicht auf einen stabilen Identitätskern. Soziale Positionierungen sind veränderbar, machen aber ebenso machtbedingte Unterschiede sichtbar. Intersektionale Solidaritäten ereignen sich im Spannungsverhältnis zwischen partikularen und gemeinsamen Interessen bzw. im Ringen um Verbundenheit trotz Differenzen. Dabei zeigt sich, dass der Bezugspunkt der Solidaritäten nicht vorausgesetzt werden kann, sondern immer erst neu geschaffen werden muss. Der Prozess des Solidarisch-Werdens entsteht dabei nicht allein durch solidarische Anliegen, die rational begründet sind, sondern verläuft auch auf einer affektiven Ebene der Verbundenheit.

2.2 Von affektiven Kampfsolidaritäten und intersektionalen Solidaritätsgefühlen

Solidaritäten beinhalten daher – neben politischen – auch affektive Dimensionen. Solidarität habe ein ungeklärtes Verhältnis zu Begriffen wie „Sympathie“, „Menschenliebe“, „Wohlwollen“, „Gemeinsinn“ und Loyalität, meint Kurt Bayertz (Bayertz 1998: 11). Ähnliches vertritt die Philosophin Véronique Muñoz-Dardé, die solidarische Brüderlichkeit mit Gefühlen gemeinschaftlicher Bindung, Sorge, Altruismus und Gemeinschaftssinn in Beziehung setzt (Muñoz-Dardé 1998: 146f.). Solidaritätsgefühle können auf unterschiedliche Weise empfunden werden und drücken dabei verschiedene ethische, politische und kämpferische Haltungen aus, die von einem identitätslogischen bis hin zu einem „grundlosen“ oder entsolidarisierten Gefühlsspektrum reichen.

In Gender-Kontexten kann beobachtet werden, wie sich queerfeministische solidarische Gefühlslagen im Laufe der letzten Jahrzehnte verändert haben, wie sie sich re-aktualisieren, überlagern und neu empfunden werden können. Die Anrufung der „Sisterhood“ (u.a. Morgan 1970) bzw. der feministischen Schwesternschaft der zweiten Frauen*bewegung drückte gefühlte Solidarität in verwandtschaftlicher und identitärer Verbundenheit aus und exkludierte dabei – wie schon zuvor angesprochen – die „Sister Outsider“ (Lorde 2021). Deborah Gould spricht im Zusammenhang mit sozialen Gruppen von einem „emotionalen Habitus“, der spezifische, habitusbedingte Gewohnheiten im Denken, Handeln und Fühlen einnimmt:

With the term emotional habitus, I mean to reference a social grouping's collective and only partly conscious emotional dispositions, that is, members' embodied, axiomatic inclinations toward certain feelings and ways of emoting. By directly affecting what people feel, a collectivist's emotional habitus can decisively influence political action, in part because feelings play an important role in generating and foreclosing political horizons, senses of what is to be done and how to do it. (Gould 2009: 32)

Der hegemoniale emotionale Habitus der „Schwesterlichkeit“, der Ausdruck für ein identitäres „Wir-Frauen“ sein kann, bestimmte oft politische Strategien, Imaginationen und Bündnisse westlicher Feminismen. Weiters kann Frauen*solidarität im Sinne von Bayertz auch als Kampfsolidarität gelesen werden, als „nicht nur exklusiv (insofern sie Individuen mit anderen Zielen und Interessen ausschließt), sondern auch als konflikthaft“ (Bayertz 1998: 41). Zu den Voraussetzungen der Kampfsolidarität zählt die Identifikation der Mitglieder einer Gruppe, die sich untereinander emotional verbunden fühlen sowie eine Gemeinschaft bilden (ebd.) und gegen einen Gegner ankämpfen.

Neben dem emotionalen Habitus der „Schwesterlichkeit“ bestehen geteilte intersektionale und queerfeministische Gefühlslagen wie etwa Wut und Ohnmacht, die eben nicht-essentialistisch identitär begründet sind und sich gegen diverse – auch intersektionale – Unterdrückungsverhältnisse und Diskriminierungen wenden. In ihrem Aufsatz „Vom Nutzen der Wut“ konzipiert Lorde (2021) Wut als eine Befreiungsemotion, die weder Ausdruck einer individuellen Interessenlage noch im Gegensatz zur Rationalität steht. Lordes Wut richtet sich insbesondere gegen die Ignoranz weißer, privilegierter Frauen* und Feminismen – also gegen den emotionalen Habitus der weißen Schwesternschaft – und deren internalisierten Rassismen. Dabei versteht Lorde Wut nicht als destruktiv und spaltend, sondern als Zeichen des Wachstums und der Veränderung innerhalb der eigenen Community, v.a. um gemeinsam solidarisch handeln zu können:

Aus der vielgestaltigen weiblichen Wut lässt sich eine Menge lernen, denn unsere Unterschiede verleihen uns Macht. Wut unter Gleichgesinnten ist Antrieb zum Wandel, nicht zum Zerwürfnis; durch das Unbehagen und das Verlustgefühl, das sie manchmal auslöst, entwickeln wir uns. (Lorde 2021: 23)

Mit einem feministisch-phänomenologischen Ansatz analysiert Mareike Kajewski (in diesem Band) eine andere zentrale queerfeministische und intersektionale Gefühlslage, nämlich die der Ohnmacht als Emotion in ihrer Gewordenheit, die zu gemeinsamen Handeln und zur Veränderung bewegen kann:

Feministische Kämpfe bestanden immer auch darin, Räume und Orte zu schaffen, in denen diese Ohnmachtsgefühle geteilt, systematisch aus den Gesprächen und Analysen heraus mit den Unterdrückungsstrukturen in Verbindung gebracht und schließlich neue kollaborative Formen politischen Handelns gefunden wurden, um die Verhältnisse zu verändern.

Die Emotion Ohnmacht kann, wie Kajewski erläutert, auf patriarchal-rassistische Strukturen zurückgeführt werden und bedeutet somit eine gemeinsame Welterfahrung. Genau darin liege nach Kajewski die Möglichkeit eines gemeinsamen politischen Handelns.

Diese (gemeinsamen) Gefühlslagen müssten jedoch, um politisch produktiv zu werden, erst in ein solidarisches Handeln übersetzt werden, wie Brigitte Hipfl darlegt. Sie bezieht sich (in diesem Band) u. a. auf ein nicht-identitätspolitisches Konzept, nämlich das der affektiven Solidaritäten von Clare Hemmings (2012), das Verbundenheit als etwas, das aus affektiver Dissonanz erwächst, begreift. Dieser theoretische Ansatz bezieht sich, so Hipfl, auf das „innerlich bewegende Gefühl einer Diskrepanz zwischen dem verkörperten Gefühl von sich selbst und dem Leben, das aufgrund soziokultureller Normen, Konventionen, Zuschreibungen und Erwartungen möglich ist.“ Affektive Dissonanzen können sich in unterschiedlichen Emotionen zeigen – als Wut wie bei Lorde oder als Ohnmacht wie bei Kajewski, aber auch als Depression, Frustration, Hoffnungslosigkeit – und zum Antrieb affektiver Solidaritäten werden. Für Solidaritäten sind Affekte ein wesentlicher Ausgangspunkt, wenn nicht sogar der wesentliche Beweggrund, um überhaupt politisch solidarisch zu handeln.

Diese intersektionalen solidarischen Verbundenheiten rekurrieren nicht mehr auf eine identitätslogische Gefühlslage wie etwa die des *feministischen Wirs*, sondern auf eine Gefühlsstruktur, die durch diverse soziale Ungleichheiten und durch intersektionale Machtverhältnisse entstehen kann. Sogenannte „solidarische Emotionsräume“ können Ausdruck für solche intersektionalen Gefühlslagen werden. Damit sind Räume gemeint, in denen unterschiedliche Akteur*innen Gefühlslagen wie etwa Leid und Gewalterfahrungen mit nicht-betroffenen Personen teilen und dabei solidarische Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Herkunft hergestellt werden. Caroline Schmitt (in diesem Band) beschreibt „solidarische Emotionsräume“ anhand von Artivismus-Veranstaltungen, einer Schnittstelle zwischen Aktivismus und Kunst, in denen unterschiedliche Personen aufeinandertreffen und intersektionale Solidaritätsgefühle entstehen. Dietze, Haschemi und Michaelis bezeichnen solidarische Verbindungen dieser Art als „intersektionale Seinsweisen“, als Formen des politischen Zusammenseins, ohne auf eine Identitätslogik zu rekurrieren (Dietze et al. 2020). Die Verbundenheit mit anderen kann sich durch unterschiedliche solidarische intersektionale Gefühlslagen äußern, kann aber noch grundlegender durch das Wissen einer existenziellen Angewiesenheit und Abhängigkeit von anderen geschehen.

2.3 Becoming with – intersektional solidarisch werden

Verbundenheit kann nach Judith Butler als Interdependenz, als Abhängigkeit jeder*jedes Einzelnen, und damit als existenzielle Bedingung gelesen werden. Butler versteht darunter die Tatsache „dass wir immer schon, von Anfang an, von einer Welt der anderen abhängig sind, dass wir in und von einer sozialen Welt konstituiert werden“ (Butler 2016: 133). Menschen sind demnach aufeinander angewiesen, und Bündnisse ereignen sich daher auf einer Basis der Anerkennung von Verletzlichkeiten und wechselseitiger Abhängigkeit. Ähnliches meint der Begriff der „Re-Existenz“, der im lateinamerikanischen feministisch-indigenen Aktivismuskontext verwendet wird (Leinius in diesem Band). „Re-Existenz“ bedeutet ein Daseinsverständnis, das die Verbundenheit und Verwobenheit von Körpern, Territorium und reproduktivem Leben ausdrückt und sich gegen Extraktivismus, also der Ausbeutung der Natur, wendet und für ein gutes Leben einsetzt. In diesem Kontext kann Solidarität als Daseinsbegriff verstanden werden (Bargetz et al. 2019: 17).

Gundula Ludwig verweist in ihrem Kommentar zum Konzept der „Hege-
monie(selbst)kritik“ (in diesem Band) auf die unhintergehbare Relationalität von Menschen. Sie bezieht sich dabei ebenso auf Judith Butler und Audre Lorde und argumentiert, dass die „Grundlage der feministischen Politik sein müsse, das weiß-eurozentrische, androzentrische, heteronormative, ability-zentrierte Phantasma zu überwinden, demzufolge Subjekte autonome Monaden seien, die getrennt voneinander leben würden“ (siehe auch die Beiträge von Joschka Köck und Karin Schönpflug in diesem Band). Ludwig pointiert, dass an die Stelle abgetrennter Subjekte die Anerkennung fundamentaler Relationalität tritt, die auch grundlegend für jegliche Form von Bündnispolitiken ist, die dabei jedoch Differenzen weder nivellieren noch essentialisieren. Donna Haraway und Vertreter*innen des New Materialism und des kritisch-feministischen Posthumanismus (u.a. Braidotti 2014; Bennet 2020) gehen ebenso von einer fundamentalen Relationalität bzw. von einer relationalen Ontologie aus und verstehen Sein als einen Prozess von intersektionalen Verbindungen und Vernetzungen über menschliche Beziehungen hinaus. Haraway konzipiert eine prozesshafte Ontologie, die sie als Sympoiesis bezeichnet. Sympoiesis steht für ein gegenseitiges Konstitutionsprinzip, in dem Menschen-Tiere-Pflanzen-Technik und andere Wesen in Beziehung stehen und sich gegenseitig hervorbringen. Dieses gegenseitige Mithervorbringen bezeichnet Haraway als „Making With“ (Haraway 2018: 85). D.h., Körper stehen in Interdependenzen mit anderen Körpern und Kräften, werden von diesen affiziert und modifizieren sich dabei (Bennett 2020: 57). Das Bewegt-Werden von anderen verdeutlicht einen Prozess des Mit-Werdens oder „Becoming With“, auch in Solidaritätsprozessen. Haraway findet für ihr Konzept der Sympoiesis unterschiedliche Begrifflichkeiten, die diesen transformativen Prozess

ausdrücken: „Umweltlich werden“, Werden mit Anderen (becoming with), Mitmachen (making with), Mit-Welten (worlding with) bis hin zu einem „Sich-Verwandt-machen“.

Im Solidaritätsverständnis von Gabriele Dietze, Lea Sussemichel und Jens Kastner finden sich Ko-Konstitutionsprozesse. Allerdings bilden bei diesen Theoretiker*innen Allianzen keine ontologische Grundlage bzw. gehen sie nicht unbedingt von einem Seinsverständnis einer unhintergehbaren Relationalität aus. Bei Allianzen ginge es nicht bloß darum, die Differenzen der anderen anzuerkennen und diese als Bereicherung anzusehen, so Dietze, vielmehr geht es darum, dass wir „von der Anwesenheit ‚Anderer‘ beeinflusst und verändert werden“. Und weiters führt sie (in diesem Band) aus:

„Lebendige Allianzen sind (mindestens) ‚Two-Way-Streets‘, aus denen *alle* Parteien verändert hervorgehen sollten – weiter kommt man nur, wenn man von einer *beweglichen Intersektionalität* ausgeht – einer Zusammengesetztheit *aller* Identitäten, die sich, je nach Zeit und Ort, auch ändern kann, also in fortlaufender Bewegung ist – und daraus *fluide Allianzen* bildet.“

Dietze bezeichnet daher diese Bündnisse als fluide Allianzen, ein Zusammen-Werden, ohne jedoch Differenzen auszulöschen.

Lea Sussemichel und Jens Kastner vertreten in ihrem Konzept einer unbedingten Solidarität einen ähnlichen Zugang. Unbedingte Solidarität würde die Beteiligten nicht unberührt lassen. Nicht nur die Beziehung zu anderen würde verändert, sondern letztlich würde das solidarische Subjekt selbst transformiert werden (Sussemichel/Kastner 2021: 45). Insofern sprechen sie von einem transformativen Solidaritätsprozess. Die beiden Autor*innen unterscheiden verschiedene politische Zugänge zu Solidaritäten – solche, die Machtverhältnisse und Identitäten nicht infrage stellen, und solche, die ihre solidarischen Bündnisse stets erweitern und daher ohne Identitätslogik auskommen (Sussemichel/Kastner 2021: 46).

Wie transformative Solidaritätsprozesse entstehen können und mit welchen Herausforderungen diese konfrontiert sind, veranschaulichen die Beiträge von Magdalena Baran-Szołtys und Christian Berger; Elisabeth Reiting, Barbara Pichler und Katharina Heimerl; Elisabeth Koch und Rosemarie Schöffmann; Heide Hammer und Utta Isop sowie Brigitte Theißl. Sie debattieren, wie in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern der Politik, im Sozial- und Bildungsbereich sowie im Aktivismus Intersektionale Solidaritäten als transformative Prozesse gelingen können. Es wird jedoch ersichtlich, dass sich Veränderungen durch Allianzen und Bündnispolitiken nicht immer leicht gestalten und an intersektionalen Macht- und Herrschaftsverhältnissen scheitern können. Resistenzen gegenüber Veränderungsprozessen manifestieren sich auch auf der psychosozialen Ebene des Alltags. Insbesondere in Sprichwörtern und Alltagsweisheiten sind tiefgreifende Stereotype verankert, wie Henrike Bloemen (in diesem Band) analysiert, die Transformationen erschweren können. Sie plädiert daher dafür, den Alltagsverstand als Analyse-

kategorie zu nutzen, um zu erfragen, wie feministische Allianzen (v)er-(un-)möglich werden. Für den Bereich der Wissenschaft werden Potentiale transformativer Solidaritätsprozesse beispielsweise in der interdisziplinären Zusammenarbeit und im akademischen Aktivismus gesehen. Im Kontext der wissenschaftlichen Zusammenarbeit verstehen sich Viktorija Ratković und Rahel More als Bündnispartnerinnen, die unterschiedliche Zugänge und Positionierungen ins Gespräch bringen und Gemeinsamkeiten und Unterschiede durch kritische Selbstreflexion produktiv machen (in diesem Band). Zudem können Wissenschaften durch „Akademischen Aktivismus“, eine Verbindung aus Aktivismus und Wissenschaft, einen Beitrag zu transformativen Solidaritätsprozessen leisten, wie der Beitrag von Carla Küffner und Katrin Feldermann, u.a. anhand einer Solidaritätsaktion für iranische Frauen*, zeigt.

Zentral in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema der Solidarität und Intersektionalität ist daher die Frage, wie Standpunkte und Differenzen eingenommen werden können und die Akteur*innen dabei zugleich fluid bleiben und verantwortungsvoll handeln können. Andrea Bramberger dazu: „Was bedeutet es, sich im Bereich des Wissens mit einem beweglichen Blick oder fluid einzurichten und zugleich politisiert, Intersektionalität berücksichtigend, verbündet und verantwortungsvoll zu handeln und zu forschen?“ (ebenfalls in diesem Band).

2.4 Fazit

In dieser Einleitung wurde versucht, die Konzeption Intersektionale Solidaritäten zu kontextualisieren und anhand der in diesem Band versammelten Beiträge, die um gemeinsame Solidaritäten trotz Differenzen ringen, zu skizzieren. Die Publikation bündelt Texte, die verschiedene Diversitätsdimensionen wie etwa Klasse, sexuelle Orientierung, soziale und nationale Herkunft, Geschlecht, Alter, Befähigung, De-Kolonialismus und Posthumanismus etc. ansprechen und unterschiedliche Elemente der oben beschriebenen Intersektionalen Solidaritäten thematisieren. (1) Intersektionale Solidaritäten situieren sich in Spannungsverhältnissen zwischen Partikularismus und Universalismus oder zwischen Identitätspolitik und Dekonstruktion. (2) Solidaritäten und Bündnisse konstituieren sich in diesen Spannungsfeldern durch Affekte und Emotionen. Dabei setzen Affekte Körper in Bewegung, die mit anderen Körpern in Verbindung und Interdependenzen stehen. (3) Diese existenziellen Abhängigkeiten verdeutlichen, dass Intersektionale Solidaritäten auch als relationale und prozessuale Ontologien gelesen werden können. Bündnisse sind nicht starr, sondern verändern und verschieben sich kontinuierlich und können im besten Fall Transformationsprozesse bewirken, aus denen Menschen verändert hervorkommen können.

3. Die Beiträge im Überblick

Das Buch ist in sechs Teile gegliedert, in denen mit unterschiedlichen Schwerpunkten und aus verschiedenen Perspektiven diskutiert wird, welchen Beitrag gesellschaftskritische Geschlechterforschung zur Entwicklung von Solidaritäten, Allianzen und Bündnissen und damit auch für die Zukunft leisten kann. Dass es dabei weder *die* Geschlechterforschung noch *den* Beitrag geben kann, wird über die vielfältigen Texte, aus Feldern der Kulturwissenschaft, Ökonomie, Soziologie, Philosophie, Sozialen Arbeit, Kunst, Disability Studies, Politikwissenschaft, Gender und Queer Studies, Migrationsforschung, Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung deutlich, die sich auch entlang konkreter Beispiele aus der Praxis mit dem Problem befassen, wie trotz Differenzen Allianzen und Bündnisse geschlossen werden können.

3.1 Theoretische Perspektiven

Im ersten Teil zu Theoretischen Perspektiven wird thematisiert, wie unter Einbezug von Hegemonieselbstkritik und Hegemoniekritik Bündnisse geschlossen werden können. Dabei geht es nicht nur darum, androzentrische und anthropozentrische Paradigmen zu überwinden, sondern vermehrt auch queere, indigene, aber auch posthumanistische Ansätze miteinzubeziehen.

Ausgehend von Gramscis Beschreibung der Funktionsweise von kultureller Hegemonie verweist *Gabriele Dietze* in „Hegemoniekritik, Hegemonie(selbst)kritik, Intersektionalität: Für eine fluide Bündnispolitik“ auf das von ihr mit Kolleginnen entwickelte Konzept der Okzidentalismuskritik, eine Verknüpfung der Ideen des Abendländischen mit dem Konzept der kulturellen Hegemonie. Gegenwärtig wird antimuslimische okzidentalistische Hegemonie über Geschlechter- und Sexualpolitiken hergestellt – das Abendländische gilt als aufgeklärt, emanzipiert, tolerant gegenüber Homosexualität und Frauenemanzipation, der Orient dagegen als rückständig und Frauen unterdrückend. Unter Rückgriff auf Connells Konzept der patriarchalen Dividende liefert Dietze eine Erklärung, dass/wie/warum z. B. auch manche Frauen und Queers okzidentale Überlegenheit mittragen (okzidentalistische Dividende). Es erfordert nach Dietze Hegemonie(selbst)kritik, um solchen ‚Überlegenheitsverführungen‘ zu entgehen. Es reicht nach Dietze nicht, „dass hegemonie(selbst)kritisch ‚geläuterte‘ Bündniswillige aus der herrschenden Kultur den Diskriminierten ihre ‚Differenz‘ als ‚akzeptiert‘ – und vielleicht sogar als ‚bereichernd‘ zugestehen“, vielmehr geht es darum, zu akzeptieren, auch selbst

von der Anwesenheit ‚Anderer‘ beeinflusst und verändert zu werden. Das macht auch lebendige Allianzen aus – alle Parteien verändern sich dadurch.

In ihrem Kommentar zu Gabriele Dietzes Text mit dem Titel „Materielle Verhältnisse, Relationalität und Differenz in Praxen der Hegemonie(selbst)kritik“ konzentriert sich *Gundula Ludwig* auf Dietzes Konzept der Hegemonie-selbstkritik. Sie findet den Fokus auf die Reflexion von Mikro-Praxen zwar wichtig, aber zu eng, es sollte auch das „strukturelle und institutionelle Bedingungsgefüge für Privilegien, Handlungsmöglichkeiten und Beziehungen“ einbezogen werden. Ludwig plädiert für eine Zuspitzung des Dietze’schen Hegemonieverständnisses und schlägt vor, Hegemonie aus dekolonialer Perspektive als Kolonialität der Macht zu verstehen, die auf einer gewaltvollen, weiß-eurozentrischen, maskulinistischen, durch eine einzige Logik des Weltverständnisses gekennzeichneten Epistemologie beruht, in der Vielfalt bzw. das Andere in seiner Alterität keinen Platz hat. Hegemonieselbstkritik sollte deshalb auch „die radikale Suche nach ganz anderen Formen von Politik und ‚Beziehungsweisen‘ ..., die Alterität und Vielfalt überhaupt erst ermöglichen“, beinhalten.

Karin Schönplflug plädiert in ihrem Beitrag „Queere Utopien für eine feministische Ökonomik“ für eine Erweiterung der gängigen feministischen Ökonomik mit dem Ziel, Vorschläge für eine gerechte und nachhaltige Wirtschaftspolitik hervorzubringen. Schönplflug setzt sich für eine Einbeziehung queerer, indigener und posthumaner Theorien in die feministische Ökonomie ein, um androzentrische und anthropozentrische Paradigmen zu überwinden und somit zu einer Wirtschaftsform beizutragen, die zu mehr Gerechtigkeit zwischen den Menschen führt, aber auch die Verhinderung der Zerstörung der Umwelt und des Planeten unterstützt.

3.2 Intersektionale Bündnisse

Die Beiträge im zweiten Teil zu Intersektionalen Bündnissen debattieren, wie intersektionale Allianzen entstehen können, wo die Grenzen von Bündnispolitiken liegen und welche Rolle dabei Identitätspolitiken spielen.

Gudrun Perko und *Leah Carola Czollek* argumentieren in ihrem Beitrag „Das Konzept des Verbündet-Seins und Bündnisse als Handlungs- und Veränderungsstrategien in queer-/feministischen Kontexten“, dass es für eine de facto plurale Gesellschaft, die durch Social Justice gekennzeichnet ist, eine kritische Praxis braucht, die sie als Radical Diversity bezeichnen und die auf „die Veränderung homogener öffentlich-politischer Räume, Institutionen, kultureller Praxen und Diskurse hin zu einem Mainstream der radikalen Verschiedenheit, Vielfalt und Heterogenität in ihrer Komplexität“ ausgerichtet ist. Verbündet-Sein und intersektionale Bündnisse sind zwei Handlungs- und Veränderungsstrategien dieser kritischen Praxis, die nicht auf identitätslogischen

Prämissen beruhen. Mit Verbündet-Sein meinen sie eine spezifische Form der Solidarität, die im Sinne von Hannah Arendts politischer Freundschaft als ethisch-politische Haltung zu verstehen ist, sich für Andere, die struktureller Diskriminierung ausgesetzt sind, einzusetzen. So Verbündete nutzen ihre Privilegien, über die sie in bestimmten Kontexten verfügen, um sich gegen Ungerechtigkeit und strukturelle Diskriminierung nicht-privilegierter Menschen einzusetzen. Risiken des Verbündet-Seins sind, aufgrund des Aufzeigens von Diskriminierung eigene Privilegien zu verlieren. Intersektionale Bündnisse sind durch die mit anderen Menschen geteilte Intention gekennzeichnet, gegen Diskriminierung und Ungerechtigkeiten aufzubegehren. Hier betonen Perko und Czollek, dass es allerdings zu keinen Bündnissen mit Gruppen bzw. Communities kommen kann, die selbst anderen gegenüber diskriminierend sind.

Der Dialog „Woran, wie und wozu zusammenarbeiten? (Das Nachdenken über) Intersektionale Inklusion als Versuch eines Bündnisprojekts“ von *Viktoria Ratković* und *Rahel More* zur Verknüpfung von Intersektionalität und Inklusion zu „Intersektionaler Inklusion“ ist nicht nur ein Beispiel für ein feministisches wissenschaftliches Bündnis, das gewählte Format des Dialogs führt auch vor, wie in wissenschaftlichen Bündnissen gearbeitet werden kann. Der Beitrag macht sehr gut nachvollziehbar, wie Ratković und More, die sich in ihren jeweiligen Arbeitsschwerpunkten (der Kritischen Migrationsforschung bzw. der Disability Studies) mit Fragen der Inklusion aus einer intersektionalen Perspektive auseinandersetzen, Gemeinsamkeiten, Unterschiede und jeweilige Leerstellen besprechen und das Konzept der „Intersektionalen Inklusion“ kreieren. Mit dem Konzept versuchen die Autorinnen, „mehrdimensionale Benachteiligungen, aber auch Privilegierungen unterschiedlicher Akteur*innen auf allen Ebenen der Wissensproduktion und -vermittlung in den Blick zu nehmen“. Inklusion verstehen sie als Utopie und Leitbegriff im Hinblick auf Menschenrechte und gesellschaftliche Solidarität, und zwar immer mit Bezug auf Intersektionalität. Kritische Wissenschaft soll zu Chancengleichheit und gleichberechtigter Teilhabe beitragen und beinhaltet auch die kritische Reflexion der je spezifischen Verstrickungen der Wissenschaftler*innen selbst.

Michaela Zöhrer setzt sich in „Wer heute von Solidarität redet, darf von Identitätspolitik nicht schweigen? – Intersektionale Konflikte in sozialen Bewegungen“ kritisch mit der gegenwärtig so populären Kritik an Identitätspolitik auseinander und problematisiert die Tendenz, verschiedene politische Strömungen undifferenziert unter dem Label Identitätspolitik zu fassen, da damit die identitätspolitischen Grundlagen von emanzipatorischen politischen Bewegungen abgewertet werden. Zur Frage des Verhältnisses von Identitätspolitik und Solidarität streicht sie hervor, dass intersektionale Konflikte in sozialen Bewegungen produktiv sein können und nicht notwendigerweise destruktiv oder spaltend sind. Ausgehend von der Kritik an Universalismen und an dem, was als normal gilt, aber Ausdruck hegemonialer Praktiken und partikularer

Interessen ist, setzt sich emanzipatorische Identitätspolitik für jene ein, denen Gleichheit bzw. Teilhabe verwehrt wird. Für Zöhrer besteht eine Aufgabe von Identitätspolitik in sozialen Bewegungen darin, auch innerhalb der sozialen Bewegungen auf Partikularismen bzw. intersektionale Positionierungen zu fokussieren und diese damit benennbar und kommunikativ bearbeitbar zu machen. Auch hinsichtlich der Diskussionen über Gefahren von Identitätspolitik mahnt Zöhrer eine differenzierte Sicht ein und schlägt vor, zwischen essentialistischen und nicht-essentialistischen Identitätspolitiken zu unterscheiden.

Andrea Bramberger wirft in ihrem Kommentar „Bündnisse. Herausforderungen kritischer Geschlechterforschung“ die Frage auf, was das Zukunftsweisende an intersektionalen Bündnissen ist. Sie betont, wie wichtig es ist, die Methoden und Praktiken von Feministinnen, die sich kritisch mit Dominanzstrukturen und Bündnissen auseinandersetzen, in den Blick zu nehmen. Sie plädiert für Zugänge, mit denen hegemoniale Forschungspraktiken überschritten werden und gemeinschaftlich entschieden wird, was für alle Beteiligten wichtig ist. Das zukunftsweisende Potential intersektionaler Bündnisse beruht auf dem Bewusstsein der eigenen Positioniertheit sowie ständiger Selbstreflexivität in Bezug auf Handeln, Schreiben, Forschen und Wissensproduktion.

3.3 Feministische Interventionen

Anhand konkreter Beispiele aus der Praxis der Bildungspolitik, der Palliative Care, der feministischen Mädchenarbeit und von queer-feministischen Communities und Diskursen wird im dritten Teil – Feministische Interventionen – gezeigt, wo und wie intersektionale Bündnisse gelingen oder aber auch scheitern können. Die Beiträge sind Verschriftlichungen eines von Claudia Brunner organisierten und moderierten – pandemiebedingt virtuellen – Runden Tisches, der Akteur*innen aus Theorie und Praxis, Forschung und politischem Aktivismus zur Diskussion feministischer Kernthemen wie Standpunkt und Parteilichkeit, Autonomie und Hierarchie, Partizipation und Verbindung zusammenbrachte. Ergänzt wird dieser Teil durch einen Text von Brigitte Theißl.

Magdalena Baran-Szoltys und *Christian Berger* resümieren in „Feministische Interventionen: Frauen*Volksbegehren 2.0“ gesellschafts- und bildungspolitische Erfolge sowie parteipolitisch-parlamentarische Hürden für feministische Initiativen und Netzwerkbildung in Österreich. Sie beschreiben, wie das Zusammenfinden von Aktivist*innen zu empowernder Bündnisbildung führte, mediale Aufmerksamkeit für soziale Ungleichheit und damit informelle Erwachsenenbildung ermöglichte, allerdings bei einer Übersetzung der ausgearbeiteten Forderungen in Gesetzgebungen letztlich an patriarchal eingeschriebenen Macht- und Hierarchieverhältnissen scheiterte.

Elisabeth Reitinger, Katharina Heimerl und Barbara Pichler gehen in „Forschen mit Menschen im hohen Alter und mit Hilfebedarf: Solidarität und Verbundenheit“ vor dem Hintergrund einer immer älter werdenden Gesellschaft und den damit einhergehenden Bedürfnissen und Bedarfen nach Unterstützung und Pflege der Frage nach, welche theoretischen Annahmen aus Diskursen der Care-Ethik in Verbindung mit Erkenntnissen aus empirischen Forschungsarbeiten eine tragfähige Basis für ein „Verbündet-Sein“ mit Menschen im hohen Alter darstellen. Im Zentrum stehen Überlegungen zu Vulnerabilität und relationaler Autonomie, gesellschaftlich (un)solidarischer, vergeschlechtlichter Arbeitsteilung sowie einer Suche nach Forschungszugängen, die Verbindungen und Teilhabe ermöglichen.

Elisabeth Koch und Rosemarie Schöffmann thematisieren in „Feminist*innen sein und werden“ die „Herausforderungen eines Mit-Seins und Mit-Werdens als Praxis der feministischen Mädchen*arbeit“, wie auch ihr Untertitel verrät. Selbst im feministischen Verein *EqualiZ* in Klagenfurt tätig, gewähren sie Einblicke in die pädagogisch-beratende Mädchen*arbeit, die sich durch globale Krisen auch mit widersprüchlichen Gleichzeitigkeiten konfrontiert sieht. Eine feministisch-parteiliche Haltung *als Mit-Sein* mache die partizipative Begegnung mit einer heterogenen Zielgruppe Mädchen* und deren individuellen Lebensrealitäten möglich, erfordere dabei aber auch eine fortlaufend diskursive Beteiligung und (Selbst-)Reflexion als *Mit-Werden* mit diesen und der eigenen Community.

Heide Hammer und Utta Isop stellen in ihrem Text „Wer braucht eine:n queere:n Chef:in. Ein Plädoyer für den Abbau formeller Hierarchien?“ sich und queerfeministischen Communities, als deren Teil sie sich verstehen, in der (Selbst-)Reflexion unbequeme Fragen. Ihre Ausgangsthese: Die umfassende Verfügungsgewalt hierarchisch-formell organisierter Systeme der (Erwerbs-)Arbeitswelt seien immer Nährboden für Machtmissbrauch und jegliche Formen von Gewalt, der auch vor queerfeministisch geprägten Arbeitgeber*innen und Arbeitnehmer*innen nicht Halt machen. Es sei die herausfordernde Notwendigkeit für intersektionale Analysen, diese unbewussten Strukturen zu bekämpfen, um diese, ob der komplexen Herausforderungen in Zeiten der globalen Krisen, nicht weiterzutragen.

Brigitte Theißl blickt in „Solidarisieren, umverteilen: Antiklassistische Praxis im Feminismus“ einleitend in kurzen Blitzlichtern auf zentrale, feministisch geprägte Diskussionen zu Erwerbsarbeit und bedingungslosem Grundeinkommen zurück, um sich anschließend mit der Wirkmächtigkeit von Klassismus zu befassen, welcher auch vor queerfeministischen Diskursen nicht halt zu machen scheint. Brigitte Theißl problematisiert einen zunehmend akademischen Feminismus und stellt (sich) die Frage, wie gesellschaftliche Umverteilung und radikale Solidarität tatsächlich gelingen kann. Entlang dieser Überlegungen wird beispielhaft eine Zusammenschau von aktivistisch geprägten Organisationen präsentiert, die nicht nur die Argumentation der Autorin unter-

mauern, sondern auch als praktisch gelebte Interventionen gelesen werden können.

3.4 Prekäre Allianzen

Der vierte Teil – Prekäre Allianzen – fokussiert darauf, welche Rolle Emotionen, Gefühle und Affekte, aber auch Körper und Leiblichkeit für Bündnisse haben können.

Angesichts „multipler Krisen des Postfordismus, in denen autoritär-patriarchale, rassistische, klassistische, ableistische, hetero- und cis-sexistische Denk- und Handlungsweisen weiterhin an Aufwind gewinnen“, geht *Henrike Bloemen* in „Alltagsverstand als ambivalente (Un)Möglichkeit feministischer Allianzbildung“ der Frage nach, wie feministische Allianzen durch gesellschaftliche, „individualisierend neoliberale“ Erzählweisen verunmöglicht, aber auch ermöglicht werden können. Unter Rückgriff auf Antonio Gramscis Konzept des Alltagsverstandes fasst Bloemen diesen als ambivalenten Ort und „Kampfplatz“ vergeschlechtlichter Machtverhältnisse und Erzählweisen, die sich in Form von Sprichwörtern und Alltagsweisheiten in „die Köpfe, [...] die Herzen und die Körper“ einschreiben und so in Alltagsverstand „ablagern“. Bloemen plädiert u.a. mit Gundula Ludwig und Brigitte Bargetz für Bewusstwerdung, das „Entlernen“ dieses hegemonialen Konsenses und für eine affektive Erweiterung der Erzählweisen. Darin verortet Bloemen letztlich auch die Möglichkeit der Umdeutung und Neuerzählung, etwa von *prekären* Allianzen hin zu *pre-caren* Bündnissen.

Mareike Kajewski greift in ihrem Beitrag „Emotionen und Gesellschaftskritik – Ein feministisch-phänomenologischer Ansatz an die Gewordenheit von Emotionen am Beispiel der Ohnmacht“ Marina Garcés‘ Kritik an der Vereinzelung und „Privatisierung der Existenz“ (Garcés 2006) sowie die damit verbundene Aufforderung zur gemeinsamen Verkörperung von Kritik auf. Kajewski befasst sich aus emotionstheoretischer Perspektive mit der „Gewordenheit von Emotionen für eine feministische Gesellschaftskritik“ und folgt dabei Autor*innen wie Sara Ahmed und Agnes Heller. Am Beispiel der Emotion Ohnmacht und dem Aufsatz „Werfen wie ein Mädchen“ von Iris Marion Young (1980/2020) verdeutlicht Kajewski, wie sich individuell erlebte Ohnmachtsgefühle von Frauen und Mädchen in das (unbewusste) Körperbewusstsein einschreiben und entmächtigend wirken. Zentrale Fragen dieses Textes sind: „Wie hängen individuelles Fühlen und gesellschaftlich hervorgebrachte Gefühlsarrangements zusammen? Wie kann ein Gefühl, wie das der Ohnmacht, mit einer Unterdrückungserfahrung in Verbindung gebracht werden? Welche Rolle spielt die Verkörperung einer Emotion für die Handlungsfähigkeit der Subjekte?“. An feministische Traditionen zur Schaffung von offenen

Gesprächsräumen und kooperativen Orten anschließend, plädiert Mareike Kawewski, erneut mit Garcés, für gemeinsame Analysen von Ohnmacht, um so über das Erleben gemeinsamer Welterfahrungen auch „neue kollaborative Formen politischen Handelns“ zu finden.

Der Beitrag „Performing Practiced Vulnerabilities“ von *Joschka Köck* beschreibt eine künstlerische Intervention, die der Autor während der Konferenz online und interaktiv mit den Teilnehmer*innen durchgeführt hat. Diese performative Autoethnographie war in drei Teile gegliedert und setzte sich (1) mit der Rolle von Körpern in der feministischen Wissenschaft, (2) mit der Selbstpositionierung eines männlichen Forschers in einem feministischen Konferenzkontext und (3) mit einer Performance zur ökologischen Krise auseinander. Zentral in Köcks künstlerischem Zugang ist das Konzept der „Practiced Vulnerability“ von Tami Spry (2016: 30, 98), das er als eine Reflexionsmöglichkeit und Befreiungsstrategie im Sinne des „Sich Öffnen“ und „Sich verwundbar-Machen“ bezeichnet. Dabei „denktfühlt“ der Performancekünstler das Selbst in Beziehung mit anderen als „Thinking-Feeling with the Earth“ (Escobar 2020, *sentipensar con la tierra*). Köck versteht sich als Mit-Wesen, das in intersektionale Machtverhältnisse, Unterdrückungsstrukturen, gesellschaftliche Krisen eingebunden ist und sich dabei mit sozial-ökologischen Transformationen auseinandersetzt.

Brigitte Hipfl setzt in „Solidarisch werden – affektive Dissonanzen, Affizierungen, Übersetzungen“ bei Clare Hemmings’ Konzeption von „affektiver Solidarität“ an, einer Form von Verbundenheit, die nicht identitätspolitisch begründet ist, sondern auf „affektiver Dissonanz“ beruht. Als affektive Dissonanz wird „das innerlich bewegende Gefühl einer Diskrepanz zwischen dem verkörperten Gefühl von sich selbst und dem Leben, das aufgrund soziokultureller Normen, Konventionen, Zuschreibungen und Erwartungen möglich ist“, bezeichnet. Affektive Dissonanz als eine affektiv-körperliche Reaktion auf gesellschaftliche Machtverhältnisse beinhaltet politisches Potential, das sich als „affektive Solidarität“ manifestieren kann. Dafür braucht es anschlussfähige Deutungsangebote, mit denen das Gefühl eingeordnet werden kann und Solidarisierung über Differenzen ermöglicht. Die Herausforderungen, die mit der Übersetzungsarbeit verbunden sind, werden von Hipfl anhand einiger Beispiele diskutiert.

3.5 (Un)Mögliche Solidaritäten

Im fünften Teil – (Un)Mögliche Solidaritäten – werden Herausforderungen und Kritiken an Solidaritäten besprochen. Dabei geht es vor allem um die Debatte des Konzepts der Intersektionalität und wie mit diesem gegenwärtig in der Praxis und Theorie umgegangen wird bzw. wie dieses Konzept verein-

nahmt wird. Darüber hinaus wird auch der Umgang mit ökologischen Fragen thematisiert, der auch zu einer Re-Traditionalisierung von Geschlechterbildern führen kann.

Kaja Kröger formuliert in ihrem Beitrag „Politik der Vagheit: Feministische Kritik als Habitusäußerung“ ein Plädoyer gegen eine Politik der Vagheit innerhalb feministischer Kritik. Aufbauend auf Untersuchungen zum Kollektivhabitus analysiert sie die Entwicklung des Begriffes der Intersektionalität von einer spezifischen theoretischen Forderung hin zu einem bloßen Buzz-Word. Kröger beschreibt eine Sehnsucht nach Gerichtsbarkeit im feministischen Diskurs und eine Notwendigkeit, sich ständig (richtig) positionieren zu müssen. Dies befeuert die Bildung verhärteter Fronten innerhalb der Diskussionen. Durch die inflationäre Verwendung des Begriffes der Intersektionalität zur Selbstvergewisserung auf der richtigen Seite zu stehen, erfährt das Konzept aktuell eine Beliebigkeit hinsichtlich seiner Bedeutung. Laut Kröger vernachlässigen Feminist*innen die theoretische Auseinandersetzung zugunsten eben dieser sozial wirksamen Positionierung, was feministische Kritik zu einer reinen Habitusäußerung degradiert, was Kröger mit dem Konzept der Politik der Vagheit beschreibt. So ist dieser Text sowohl Kritik als auch ein Plädoyer für eine feministische Kritik, die die Auseinandersetzung mit Gegner*innen und Verbündeten ernst nimmt.

Johanna Leinius setzt sich in ihrem Text „Re-Existenz und Relationalität: Die widerständige Reproduktion des Lebens als feministischer Kampf“ mit dem Begriff der Rexistenz und der Frage auseinander, „wie Körper, Territorium und die Reproduktion des Lebens in den Mobilisierungen von feministischen, indigenen und bäuerlichen Aktivist*innen verwoben werden“. Leinius führt aus, inwiefern die Verteidigung von Territorien gegen extraktive Projekte auch immer eine Verteidigung des Lebens gegen eine Kultur des Todes und inhärent vergeschlechtlicht ist. Durch die Herausstellung von den von Frauen übernommenen Rollen und Verantwortungen tut sich aber auch die Frage auf, inwiefern diese Art des Kampfes nicht auch binäre Geschlechterrollen und normative Erwartungen verstärkt. Laut Leinius kann diese Doppelwirkung des Begriffes nicht aufgehoben werden, gleichzeitig konnte das Konzept der Rexistenz viele heterogene Organisationen unter einem gemeinsamen Narrativ zusammenführen. Zudem haben lateinamerikanische Aktivist*innen nach Leinius einen Perspektivwechsel erreicht, bei dem alltägliche Praxen und körperliches Erleben als Ausgangspunkte gesetzt werden und sich somit auch die Möglichkeiten eröffnen, binäre Geschlechterordnungen zu hinterfragen.

Bontu Lucie Guschke schlägt im Beitrag „Solidarity Across Difference – Rethinking Transformational Critique from Black Feminist and Postcolonial Perspectives“ eine Solidarität über Differenzen hinweg als eine Praxis der transformativen Kritik vor. Ausgangspunkt hierfür sind Praktiken der affirmativen und immanenten Kritik, die zum Ziel haben, kritische Praxis zukunftsorientiert und reflexiv zu denken. Guschke argumentiert, wie diese Praktiken

Gefahr laufen, in hierarchischen Binaritäten gefangen zu bleiben und damit die Ziele der Transformation und Reflexivität innerhalb der affirmativen und immanenten Kritik nicht erfüllen. Basierend auf den Forderungen Schwarzer Feminismen und postkolonialer Bewegungen nach der Überwindung hierarchischer und ausgrenzender binärer Logiken wird Kritik durch den Begriff der Solidarität über Differenzen hinweg neu gedacht. Resultat der Überlegungen ist eine Form der Kritik, die die Koexistenz einer Vielzahl von Wissen und Subjekten innerhalb kritischer Praxen ermöglicht.

Im Kommentar „Zu den (Un-)Möglichkeiten solidarischer Kritik“ verbindet *Brigitte Bargetz* die Texte von Guschke, Kröger und Leinius anhand der zentralen Fragestellung, inwiefern Solidarität und Kritik zusammengedacht werden können. Bargetz analysiert die drei vorliegenden Texte nach drei Aspekten, welche vielfältige Perspektiven auf feministische Solidarität und Kritik werfen. Zunächst geht es um den spezifischen Modus von Kritik, um einen affirmativen Modus von Kritik wie bei Guschke oder einen Modus des Kritizismus wie bei Kröger. Des Weiteren werden Parallelen und unterschiedliche Herangehensweisen in den Texten in Bezug auf das Problem von Wissensproduktion und Theoriegeschichtsvergessenheit aufgezeigt. Zuletzt betont Bargetz die Frage von Theorie und Wissensproduktion als politische Praxis, die vor allem im Text von Leinius aufgegriffen wird. Sie beschreibt eine Form der Kritik, die Kritik als gelebte Praxis nicht ausschließt oder ignoriert, sondern das „Leben der Kritik“ ernst nimmt. Bargetz fasst anschließend zusammen, dass die Texte auf vielfältige Art und Weise den Spuren (un)möglicher feministischer Solidarität folgen und damit zu einem feministischen „becoming with“ beitragen, welches nicht nur formuliert, sondern auch in seiner Gewordenheit hinterfragbar wird.

3.6 Solidaritäten in der Praxis

Im sechsten und letzten Teil – Solidaritäten in der Praxis – wird thematisiert, wie Solidarität in der Praxis umgesetzt wird. Dabei werden verschiedene Schnittschnellen zwischen Wissenschaft und Aktivismus und Kunst und Aktivismus sowie auch Entwicklungspolitik und Aktivismus näher betrachtet und positive Beispiele für gelungene Intersektionale Solidaritäten dargelegt.

Carla Küffner und *Katrin Feldermann* diskutieren in ihrer E-mail-Konversation mit dem Titel „Von akademischem Aktivismus und der Sorge für sich selbst – ein digitaler Dialog“ am Beispiel des Feldes der Sozialen Arbeit die Frage, wie aktivistisch Wissenschaft sein kann. Die Autorinnen plädieren für eine engagierte Wissenschaft, die gesellschaftspolitisch relevante Forschung betreibt. Das in der Wissenschaft produzierte Wissen soll nach Küffner für aktuelle gesellschaftliche Fragen (wie z.B. zu Migration, Asyl) und soziale Be-

wegungen nutzbar gemacht werden und zur Veränderung gesellschaftlicher Verhältnisse beitragen. Auch in der Lehre, so Feldermann, ist es wichtig, den Studierenden nicht nur Wissen zu vermitteln, sondern gemeinsam mit ihnen Möglichkeiten und Wege zu erarbeiten, was mit dem Wissen gemacht werden kann, um die Welt nicht so zu belassen, wie sie ist. Sie illustrieren ‚Akademischen Aktivismus‘, die Verbindung von Aktivismus und Wissenschaft, am Beispiel der von Feldermann mit Studierenden an der Fachhochschule Kärnten organisierten Solidaritätsaktionen für die feministische Revolution im Iran. Gerade im Bereich der Sozialen Arbeit kommt der Frage, in welcher Weise das eigene Handeln zu einer gerechteren Welt beiträgt, eine zentrale Rolle zu. Das erfordert, die eigene Position und die eigenen Privilegien kritisch zu reflektieren und strategisch zu nutzen sowie die eigenen Gefühle ernst zu nehmen. Dazu kommt das Bewusstsein um die eigene Vulnerabilität und um die Vulnerabilität anderer (sie sprechen von ‚reflexiver Vulnerabilität‘). Mit diesen sehr anstrengenden Prozessen zurechtzukommen, erfordert auch Selbstfürsorge.

Caroline Schmitt beschäftigt sich in ihrem Beitrag „Solidarische Emotionsräume. Zur Kunst der Solidarität“ mit Kunst als Ausdruck von Solidarität im Alpen-Adria-Raum. An der Schnittstelle von Kunst und Aktivismus, auch Artivismus genannt, untersucht die Autorin artistische Praxen am Beispiel „Wochenenden für Moira Kärnten/Koroška“. Die künstlerischen Performancen setzen sich mit Krieg, Gewalt und Flucht auseinander und werden sowohl von geflohenen Menschen als auch von Akteur*innen, die schon länger in der Region leben, umgesetzt. Schmitt macht deutlich, dass auf den Veranstaltungen durch Musik und Performance Art solidarische Emotionsräume zwischen Publikum, Künstler*innen und Kulturschaffenden entstehen. Die Leid- und Gewalterfahrungen geflüchteter Menschen können durch Artivismus nachempfunden werden und stiften Verbindungen zwischen Menschen mit unterschiedlichen Biografien und Herkünften. Schmitts Solidaritätsbegriff, der diversitätsorientiert, relational, machtkritisch und inklusiv ist, reicht über eine Solidarität unter vermeintlich Gleichen hinaus und erweitert – im Sinne Rortys – durch Solidaritätsgefühle das solidarische Wir.

Luisa Dietrich Ortega und *Andreea Zelinka* von der feministisch-entwicklungspolitischen Organisation *Frauen*solidarität* in Wien, die im Jahr 2022 ihr bereits 40-jähriges Bestehen feierte, berichten im diesen Band abschließenden Interview „Frauen*solidarität Wien – feministisch-entwicklungspolitische Informations- und Bildungsarbeit. Im Gespräch mit Luisa Dietrich Ortega und Andreea Zelinka“ mit Pauline Roeseling und Verena Kumpusch u.a., wie die *Frauen*solidarität* 1982 im Zug einer „post-1968er-Zeit, inmitten der Neuen Sozialen Bewegungen“ und in Anschluss an die „zweite UN-Weltkonferenz in Kopenhagen“ zunächst als lose „Vernetzung“ und non-formaler „Zusammenschluss“ entstanden ist. „Der Solidaritätsbegriff habe“, so Dietrich Ortega und Zelinka, „als politischer Kampfbegriff einen Kompromiss ermöglicht“, um Gemeinsamkeiten „im Erleben patriarchaler Gewalt“, aber auch die heteroge-

nen Betroffenheiten und das unterschiedliche Diskriminierungserleben aufgrund global-sozialer Ungleichheit unter Frauen* bzw. FLINTA* sichtbar zu machen. Heute steht für die NGO Informations-, Bildungs- und Öffentlichkeitsarbeit zu globalen Frauen* und Geschlechterverhältnissen im Zentrum, in der feministische Bündnisbildung und „Globale Schwesternschaft“ auch als Transfer von „Wissen aus dem Süden in den Norden“ verstanden wird.

Literatur

- Anzaldúa, Gloria (1987): *Borderlands. La Frontera. The New Mestiza*, San Francisco CA: Aunt Lute Books.
- Bargetz, Brigitte/Scheele, Alexandra/Schneider, Silke (2019): *Umkämpfte Solidaritäten*. In: *Femina Politica* 28, 2, S. 9-25. <https://doi.org/10.3224/feminapolitica.v28i2.02>.
- Bayertz, Kurt (1998): *Begriff und Problem der Solidarität*. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.): *Begriff und Problem der Solidarität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bennett, Jane (2020): *Lebhafte Materie. Eine politische Ökologie der Dinge*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Braidotti, Rosi (2014): *Posthumanismus. Leben jenseits des Menschen*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Combahee River Collective (1983): *A Black Feminist Statement*. In: Moraga, Cherrié/Anzaldúa, Gloria (Hrsg.): *This Bridge Called my Back. Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table: Women of Color Press, S. 210-219.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): *Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine*. In: *The University of Chicago Legal Forum*, Iss.1, Article 8, S. 139-167.
- Elam, Diane (1994): *Feminism and Deconstruction*. London/New York: Routledge.
- Dietze, Gabriele/Haschemi Yekani, Elahe/Michaelis, Beatrice (2020): *Seinsweisen oder Kategorien: Intersektionalität und ihre Methoden queeren*. In: Biele Mefebue, Astrid/Bührmann, Andrea/Grenz, Sabine (Hrsg.): *Handbuch Intersektionalitätsforschung*. Wiesbaden: Springer VS, https://doi.org/10.1007/978-3-658-26613-4_8-1.
- Gould, Deborah B. (2009): *Moving Politics. Emotion and Acts Up's Fight against Aids*. Chicago/London: The University Chicago Press.
- Hark, Sabine/Jaeggi, Rahel/Kerner, Ina/Meißner, Hanna/Saar, Martin (2015): *Das umkämpfte Allgemeine und das neue Gemeinsame. Solidarität ohne Identität*. In: *Feministische Studien* 33, 1, S. 99-102. <https://doi.org/10.1515/fs-2015-0111>.
- Haraway, Donna (2018): *Unruhig bleiben: Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt am Main/New York: Campus Verlag.
- Hemmings, Clare (2012): *Affective Solidarity: Feminist Reflexivity and Political Transformation*. In: *Feminist Theory* 13, S. 147-161.

- hooks, bell (1997): *Sisterhood: Political Solidarity between Women*. In: Meyers-Tietjens, Diana (Hrsg.): *Feminist Social Thought*. New York/London: Routledge, S. 484-501.
- Hill, Collins (1990): *Black Feminist Thought: Knowledge, Consciousness, and the Politics of Empowerment*. New York: Routledge.
- Lorde, Audre (2021): *Audre Lorde. Sister Outsider*. München: Hanser Verlag.
- Lorey, Isabell (2020): *Demokratie in Präsens. Eine Theorie der politischen Gegenwart*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Kelly, Natascha (Hrsg., 2019): *Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*. Münster: Unrast Verlag.
- Munoz-Dardé, Véronique (1998): *Brüderlichkeit und Gerechtigkeit*. In: Bayertz, Kurt (Hrsg.): *Begriff und Problem der Solidarität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 146-172.
- McCall, Leslie (2005): *The Complexity of Intersectionality*. In: *Signs Spring 2005*, University of Chicago Press, Vol. 30, No. 3, S. 1771-1800.
- Mohanty, Chandra Talpade (1988): *Aus westlicher Sicht: feministische Theorie und koloniale Diskurse*. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* 23, S. 149-162.
- Moraga, Cherríe/Anzaldúa, Gloria (Hrsg., 1983): *This Bridge Called my Back: Writings by Radical Women of Color*. New York: Kitchen Table: Women of Color Press.
- Morgan, Robin (Hrsg., 1970): *Sisterhood is Powerful*. New York: Random House an Vintage Paperbacks.
- Sanyal, Mithu (2021): *Identitti*. München: Hanser Verlag.
- Susemichel, Lea/Kastner, Jens (2021): *Unbedingte Solidarität*. Münster: Unrast Verlag.
- Truth, Sojourner (1851): *Ain't I A Woman*, Übers. v. T-Man, überar. v. Natasha A. Kelly. In: *Natasha A. Kelly (2019) Schwarzer Feminismus. Grundlagentexte*, Münster: Unrast Verlag, 2019, S. 9-16.
- van Dyk, Silke (2019): *Identitätspolitik gegen ihre Kritik gelesen. Für einen rebellischen Universalismus*. In: *APuZ* 9-11 (Thema: Identitätspolitik), S. 25-32.